

- Klein, Ansgar/Olk, Thomas/Hartnuß, Birger**, 2010: Engagementpolitik als Politikfeld: Entwicklungserfordernisse und Perspektiven. In: Olk, Thomas/Klein, Ansgar/Hartnuß, Birger (Hg.): Engagementpolitik. Die Entwicklung der Zivilgesellschaft als Politische Aufgabe. Wiesbaden, 24-62.
- Kuhn, Gabriel**, 2007: Jenseits von Staat und Individuum. Münster.
- Lang-Lendorff, Antje**, 2019: Essen als Einnahmen verrechnet. In: tageszeitung, 13.5.2019. Internet: <https://taz.de/Empoerung-bei-der-Berliner-Tafel/15591517/> (10.2.2022).
- Laufenberg, Mike**, 2021. Mehr als Lückenfüller: Emanzipatorische Potenziale zivilgesellschaftlichen Sorgens. In: WSI Mitteilungen. 74 (5), 415-518.
- Ludmann, Sabrina**, 2019: Ökologische Betrachtung des Peer-to-Peer Sharing. In: Behrendt, Siegfried/Henseling, Christine/Scholl, Gerd (Hg.): Digitale Kultur des Teilens. Mit Sharing nachhaltiger Wirtschaften. Wiesbaden, 71-94.
- Marx, Karl**, 1962/1867: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Buch I: Der Produktionsprozeß des Kapitals. In: Marx-Engels-Werke (MEW) 23. Berlin.
- Neumann, Daniela**, 2016: Das Ehrenamt nutzen. Bielefeld.
- Notz, Gisela**, 2016: Sind Freiwilligendienste geeignet, das Elend aus der Welt zu schaffen? Für andere etwas tun: Freiwilligendienste zwischen Ehrenamt und prekären Arbeitsverhältnissen. In: Ethik und Gesellschaft. 2. Internet: <https://ethik-und-gesellschaft.de/ojs/index.php/eug/article/viewFile/2-2016-art-1/453> (20.1.2022).
- Rohrmann, Eckhard**, 2011: Tafeln und der Abbau des Sozialstaates. In: Selke, Stefan (Hg.): Tafeln in Deutschland. Aspekte einer Sozialen Bewegung. Zwischen Nahrungsmittelumverteilung und Armutsintervention. Wiesbaden, 143-162.
- Vinted**: Internet: www.vinted.de/about (20.1.2022).
- Vogel, Lise**, 2019/1981: Marxismus und Frauenunterdrückung. Münster.
- Winker, Gabriele**, 2016: Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld.

Existenzielle Bedrohung und Entwürdigung Armut, Gewalt und Wohnungslosigkeit im Alltag marginalisierter Frauen

CHRISTOPHER WIMMER

Einleitung

Der spätestens ab den 1980er-Jahren einsetzende Umbau des Sozialstaats und der Strukturwandel der Arbeit haben zu einer dauerhaften Verfestigung von Armut in den unteren sozialen Klassen geführt. Dies zeigt sich in einer großen Zahl vor allem soziologischer Studien (Böhnke/Dittmann/Goebel 2018). Gleichzeitig bleiben Armutsdiskussionen einerseits häufig auf Konzepte wie relative Deprivation beschränkt. Absolute Armut wird meist als Aspekt der Vergangenheit oder anderer geografischer Orte (Länder der sogenannten ‚Dritten Welt‘) betrachtet. Andererseits

findet sich in der Armutsforschung häufig ein (impliziter) Androzentrismus (Sellach 2008). Dieser liegt vor, wenn sich Armutsmessung am Bild des männlichen Familiennährers orientiert und dessen Armutsriskien (Arbeitsunfälle, Erwerbslosigkeit etc.) berücksichtigt, ‚weibliche‘ Risiken wie Kindererziehung jedoch vernachlässigt oder vergessen werden. Ebenso zeigt sich der Androzentrismus in der Armutsforschung darin, dass Frauen, die mit Männern zusammenleben, nicht als arm gelten, sobald das gemeinsame Haushaltseinkommen über der Einkommensgrenze der Grundsicherung liegt – selbst wenn die Frauen kein eigenes oder existenzsicherndes Einkommen haben (Sellach 2008, 464f.).

Vor dem Hintergrund dieser Beschränkungen der Armutsforschung beschäftigt sich der vorliegende Beitrag mit der spezifischen Armut von Frauen, wobei der Marginalisierungsbegriff in den Mittelpunkt gerückt wird. Insgesamt sind in der sozialen Ungleichheitsforschung Studien zu gesellschaftlicher Marginalisierung schon rar, empirische Untersuchungen (quantitativ wie qualitativ) zur Marginalisierung von Frauen sind noch seltener. Um zu begründen, wieso ich von Marginalisierung spreche, beschäftige ich mich zunächst mit dem Armutsbegriff, mit dem Ziel, ihn anschließend um den Marginalisierungsbegriff zu erweitern. Dieser erscheint mir deswegen brauchbarer, da er neben materieller Armut auch auf den dauerhaften Kampf um soziale Respektabilität verweist. Darauf aufbauend spreche ich vom Alltag marginalisierter Frauen und zeichne diesen anhand der drei Aspekte Armut, Gewalt und Wohnungslosigkeit nach. Ein Fazit mit dem Ruf nach einer erweiterten feministischen Armutsforschung und -politik schließt den Beitrag ab.

Von der Feminisierung der Armut zur Marginalisierung

Die Verwendung des Armutsbegriffs bringt Schwierigkeiten mit sich, da er nicht einheitlich definiert ist. Meist wird Armut als Mangel (an ökonomischem Kapital) verstanden, und so könnte allzu vereinfachend festgehalten werden, dass Armut bedeutet, nicht genügend materielle Güter und Ressourcen zu besitzen, um die eigenen Lebensmöglichkeiten zu bestreiten (Andreß/Krüger/Sedlacek 2004, 26). Doch ab welchem Schwellenwert von Armut gesprochen wird, hängt von Voraussetzungen ab, die nur normativ bestimmt werden können. Armut ist somit ein gesellschaftliches Verhältnis, das immer auch auf Bewertungen, beispielsweise auf der Bestimmung eines sogenannten Existenzminimums, beruht.

In feministischen sozialwissenschaftlichen Theorien ist seit den 1970er-Jahren von weiblicher Armut die Rede (Köppen 1985). Diese Forschung begründet die These einer „Feminisierung der Armut“ (Pfaff 1992, 421) mit geschlechtsspezifischen Aspekten der Arbeitsteilung und Benachteiligungen von Frauen im staatlichen Sozialversicherungssystem (Kickbusch/Riedmüller 1984). Das Erwerbsarbeitssystem und sozialpolitische Regelungen produzieren – auch heute noch – Armut von Frauen, da diese materiell häufig schlechter gestellt sind als Männer und z.B. häufiger zu den Working Poor gehören oder in informellen Beschäftigungsverhältnissen tätig

sind, was zu einer geringeren Erwerbslosenunterstützung bzw. Rente und zu einem höheren Armutsrisiko führt (Statistisches Bundesamt 2020). Diese Benachteiligung ist Ausdruck patriarchal-kapitalistischer Machtverhältnisse und einer symbolischen Ordnung, die als Ursache für das Armutsrisiko von Frauen stets mitbedacht werden muss. Ein weiterer Aspekt weiblicher Armutsgefährdung liegt darin, dass Frauen wesentlich häufiger (unentgeltlich) Sorgearbeiten übernehmen, aus denen keine eigenständigen Sicherungsansprüche erwachsen. Lohnunterschiede bei gleicher Arbeit sowie die ungleiche Verteilung von Sorgearbeit finden sich in allen sozialen Klassen. Es kommt zur „Deklassierung des Weiblichen quer durch die gesellschaftliche Hierarchie“ (Becker-Schmidt 1989, 228).

Um die Vielfalt negativer Armutseffekte fassen zu können, wurde in feministischen (Armut-)Analysen das bereits in den 1930er-Jahren entwickelte multidimensionale „Lebenslagenkonzept“ (Engels 2008) verstärkt verwendet, das vertikale Dimensionen sozialer Ungleichheit um horizontale Dimensionen (wie Geschlecht oder Alter) erweitert. Damit konnten verschiedene Herrschafts- und Unterdrückungsverhältnisse in ihrer Verschränkung in den Blick genommen werden. Weiterführend wurde der Begriff der Intersektionalität (Crenshaw 1989) in die Debatte eingeführt. Allerdings war und ist umstritten, welche Kategorien die Grundlage für eine feministische und materialistische Gesellschaftstheorie und -analyse bilden sollen und wie sie zu verbinden seien (Aulenbacher/Riegraf 2012). Insbesondere ab den 1990er-Jahren beschäftigte sich eine Fülle von Studien zu Deutschland mit dem Verhältnis von Klasse und Geschlecht sowie der Verortung von Geschlecht als Strukturkategorie in Theorien sozialer Ungleichheit (Aulenbacher/Nickel/Riegraf 2012; Gottschall 2000). Daneben behandeln aktuell weitere Studien (Dackweiler/Rau/Schäfer 2020) spezifische Armutslagen von Frauen wie (alleinige) Kindererziehung (Hübgen 2020), Wohnungslosigkeit (Bretherton 2017) oder häusliche Gewalt (Müller/Schröttle 2012).

Um den Zusammenhang dieser verschiedenen (negativen) Lebenslagen fassbar machen zu können, schlage ich den Begriff der Marginalisierung vor. Damit ist zunächst der Vorgang der (materiellen und symbolischen) Positionierung am Rand gesellschaftlicher ‚Normalität‘ gemeint (Schmincke 2009, 23). Die Marginalisierten sind nicht vollständig in die Gesellschaft integriert und können nicht oder nur kaum am ökonomischen, sozialen und politischen Leben teilhaben (Böhnke 2006, 55). Somit unterscheidet sich der Marginalisierungs- vom Exklusionsbegriff, der sich meist nicht auf diese randständige Position, sondern auf umfängliche Ausgrenzung und einen Bereich im Jenseits sozialer Systeme bezieht (Farzin 2008, 195). Marginalisierung in verschiedenen Bereichen kann sich wechselseitig verstärken und für die betroffenen Menschen zur Aufgabe ihrer sozialen Identität sowie zu Krankheit und Tod führen. So verstanden begreife ich Marginalisierung nicht nur als den Ausschluss aus bestimmten gesellschaftlichen Bereichen, sondern mit Iris Marion Young (1996) als die Möglichkeit der existenziellen Bedrohung. Damit rückt der Marginalisierungsbegriff in die Nähe zum Begriff der absoluten Armut, berücksichtigt einerseits aber stärker die subjektive Perspektive sowie andererseits ihre Pro-

zesshaftigkeit (Schmincke 2009, 25). Mit dem Begriff der Marginalisierung gelingt es – etwa auch im Gegensatz zur eher systemtheoretischen Verwendung des Exklusionsbegriffs – zu beschreiben, wie diese zustände gekommen ist. Ein weiterer Aspekt gesellschaftlicher Marginalisierung beinhaltet gesellschaftliche Stigmata, denen die Betroffenen ausgesetzt sind. So werden bis heute im Rahmen der sogenannten ‚Unterschichtendebatte‘ Vorurteile produziert und zugleich medial verstärkt, wonach sich arme oder erwerbslose Menschen selbstverschuldet durch vermeintliche Faulheit, schlechte Bildung, Gewaltneigung und Verwahrlosung, oft in Zusammenhang mit Kinderreichtum, zügelloser Sexualität oder fehlendem Anstand auszeichnen würden (Lindner/Musner 2008; Dörre 2021, 273ff.).

Der marginalisierte Alltag von Frauen

Die Grundlage meines Beitrags bilden neun Interviews mit marginalisierten Frauen. Die Fallbeispiele stammen aus einer Reihe von 25 leitfadengestützten, biografischen Interviews, die ich 2019 und 2020 deutschlandweit mit marginalisierten Menschen geführt habe. Die Interviews kamen mehrheitlich vor Notunterkünften, Essensausgaben oder Tagestreffs zustande. Die Interviewpartnerinnen eint ihre gesellschaftliche Selbstpositionierung „ganz unten“ zu sein. Diese Selbsteinschätzung ist umso interessanter, als die bisherige Forschung gezeigt hat, dass sich marginalisierte Menschen selbst meist gesellschaftlich höher verorten und teilweise sogar zur gesellschaftlichen „Mitte“ zählen, um sich vor moralischen Schuldzuweisungen zu schützen (Hirsland 2016; Weißmann 2016). Die eigene soziale Positionierung als „ganz unten“ erfolgte in den Interviewsituationen allerdings schnell, eindeutig und umstandslos und schien so für die Befragten komplett unumstritten.

Die Interviews wurden nach Rücksprache mit den Interviewpartnerinnen aufgenommen und vollständig transkribiert. Um die Anonymität der befragten Frauen zu wahren, handelt es sich bei den Namen um Pseudonyme. In Tabelle 1 sind wesentliche soziodemografische Merkmale der befragten Frauen dargestellt.

Die Interviews wurden mit Hilfe der dokumentarischen Methode (Bohnsack 2007; Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2007) ausgewertet. Diesem Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung geht es darum, implizites Wissen vor dem Hintergrund der klassenspezifischen Lage zu analysieren und kollektive Muster herauszuarbeiten. Der wörtliche Sinngehalt des Gesagten dient als Ausgangspunkt. Ziel ist es, das zugrunde liegende, latente Orientierungswissen aufzudecken, welches auf impliziten Wissensbeständen gründet und das Handeln und Denken intentional strukturiert, sodass es für die Handlungspraxis bestimmend sein kann. Es geht der Methode somit nicht nur darum, *was* gesagt wird, sondern auch *wie* es gesagt wird. Im Zentrum der Ausführungen stehen geschlechtsspezifische Aspekte von Marginalisierung im Alltag der befragten Frauen. Wenn ich von Alltag spreche, möchte ich in Anlehnung an Dorothy E. Smith (1998) erstens eine Perspektive betonen, die von den Akteurinnen selbst ausgeht. Zweitens bedeutet dies, eine Entscheidung für

Tabelle 1: Überblick über die Interviewpartnerinnen

Name	Alter	Bildungsabschluss	Berufsausbildung	Derzeitiges Einkommen	Familienstand	Kinder	Religionszugehörigkeit	Staatszugehörigkeit
Sabrina Jung	29	Hauptschule	-	-	Ledig	Ein Sohn	-	Deutsch
Hilke Unsel	31	Hauptschule	-	ALG II	Partnerschaft	Ein Sohn	Evangelisch	Deutsch
Jenny Kurz	49	Hauptschule	Erzieherin	ALG II	Geschieden	Ein Sohn	Katholisch	Deutsch
Anett Schäfer	53	Hauptschule	Bäckereifachverkäuferin und Einzelhandelskauffrau	ALG II	Ledig	-	-	Deutsch
Judy Frei	24	Realschule	-	ALG II + Betteln	Partnerschaft	-	-	Deutsch
Clara Lichtenstein	54	Realschule	-	ALG II	Ledig	Zwei Töchter	Katholisch	Deutsch
Helma Keitel	32	Realschule	Rechtsanwaltsfachangestellte	-	Ledig	-	-	Deutsch
Sigrun Lange	56	Realschule	Rechtsanwaltsfachangestellte	ALG II	Geschieden	Eine Tochter, zwei Söhne	Katholisch	Deutsch
Greta Sanft	69	Abitur	Psychologin	851 Euro Rente	Geschieden	Ein Sohn	Evangelisch	Deutsch

die alltäglichen Praktiken zu treffen, und zwar wie sie von den interviewten Frauen erfahren und gelebt werden. Dabei haben sich die Erfahrungen in den Bereichen Armut, Gewalt und Leben ohne festen Wohnraum als besonders bedeutsam für die Interviewpartnerinnen erwiesen. Welche Bedeutung sie für die Marginalisierung der Befragten haben, soll nun anhand des empirischen Materials vorgestellt werden.

Materielle Armut als Basis der Marginalisierung

Der erste Aspekt von Marginalisierung, der aus allen Interviews mit den Frauen hervorgeht, sind Armutserfahrungen. Damit teilen die Frauen das Schicksal von knapp 16% der deutschen Bevölkerung oder von rund 13,2 Millionen Menschen in Deutschland, die nach dem Paritätischen Armutsbericht (2020) in Armut leben müssen. Dies ist der höchste Wert seit 1990 und zeigt, dass es sich dabei nicht um sogenannte tragische Einzelfälle handelt. Armut stellt ein bedeutendes gesellschaftliches Problem dar, das sich durch die COVID-19-Pandemie wohl noch verstärken wird (Dörre 2020).

Der Großteil der Interviewpartnerinnen lebt gegenwärtig von Leistungen des Arbeitslosengelds II (ALG II), andere Befragte haben überhaupt keine regelmäßigen Einkünfte bzw. müssen von Betteln leben und sind damit absoluter Armut ausgesetzt. Zunächst wird in den Gesprächen bereits die Armut in den Herkunftsfamilien der Befragten aufgezeigt. Die Interviewpartnerinnen begründen ihre gegenwärtige materielle Armut mit den marginalisierten Verhältnissen ihrer Familien. So schildert die 53-jährige Anett Schäfer in einer prägnanten Sequenz direkt zu Beginn des Gesprächs die Berufstätigkeit ihrer Eltern: „Die waren in der Landwirtschaft von der Pike auf. Mein Vater mit Pferden, meine Mutter aufm Acker.“ Damit – so legt das Interview nahe – scheint bereits alles gesagt zu sein. Die fehlende Kapitalausstattung als Folge der sozialen Position ihrer Eltern wird im weiteren Gesprächsverlauf durch Erzählungen über die Erfahrung expliziter Gewalt ergänzt und bringt damit auch Anett Schäfers Hoffnungslosigkeit zum Ausdruck:

Mein Vater war Alkoholiker, hat mich tagtäglich mit meiner Mutter zusammen die Keller-treppe runter geprügelt. Ich habe seitdem auch posttraumatische Beschwerden. (...) Ich bin mit 15 von zu Hause raus, weil ich's nicht mehr ausgehalten hab und seitdem bin ich quasi auf mich allein gestellt.

Ihre Ausbildung als Bäckereifachverkäuferin begründet Schäfer ausschließlich mit dem Wunsch „von zu Hause wegzukommen“. Ihre durch die Ausbildung ermöglichte soziale Integration im unteren Bereich des Arbeitsmarkts reproduziert letztlich jedoch den ökonomischen Mangel ihrer Herkunftsfamilie. Nach dem Verlust ihrer Anstellung lebt sie aktuell von ALG II und kommt finanziell nur „ganz ganz schlecht“ zurecht.

Den Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und eigener Armut beschreibt auch die 31-jährige Hilde Unsel. Sie ist bereits als Jugendliche aufgrund von Konflikten

und Gewalt „von zu Hause weggelaufen“ und hat fortan auf der Straße gelebt. Als Folge dessen habe sie „nie ’ne Ausbildung begonnen. (...) Mittlerweile hab ich gar keine Kraft mehr dafür, ’ne Ausbildung zu machen.“ Ohne Ausbildung wird ihr die Integration in den Arbeitsmarkt deutlich erschwert, wodurch das Risiko weiterer Armut verstärkt wird.

Dass der Aspekt der Ausbildung auch mit einer geschlechtsspezifischen Erziehung in Verbindung gebracht werden muss, macht die 56-jährige Sigrun Lange deutlich. Sie wächst in einem proletarischen Haushalt (Vater Elektriker, Mutter Hausfrau) auf, den sie als „typisch 60er-Jahre“ und „ziemlich gefühlkalt“ bezeichnet. Ihre Erziehung fasst sie in folgender Sequenz zusammen:

Na ja, ich war halt ein Mädchen und da wurden bestimmte Erwartungen dran geknüpft an dieses Geschlecht. Da gab es auch nix zu diskutieren. Man hatte ruhig zu sein, sollte nicht auffallen, bescheiden, zurückhaltend, auf keinen Fall auffallen, auf keinen Fall irgendwas tun, dass man bei den Nachbarn oder bei anderen in Misskredit fällt. (...) Das hab ich so mit der Muttermilch eingesogen.

Die geschlechtsspezifischen Erwartungen, mit denen sie als Kind konfrontiert ist, beeinflussen sie nachhaltig und führen auch dazu, dass ihre Eltern ihr den Wunsch verwehren, das Abitur zu machen. Daher beginnt sie unfreiwillig eine Ausbildung zur Angestellten. Wie bei anderen Befragten zeigt sich auch bei ihr, dass sich die Integration in den geschlechtlich segregierten Arbeitsmarkt meist über sogenannte „Frauenberufe“ (Busch-Heizmann 2015, 571) vollzieht, die durchschnittlich schlechter angesehen und bezahlt sind.

Einen weiteren vergeschlechtlichten Aspekt materieller Marginalisierung stellen die sieben Mütter unter den Befragten heraus, wenn sie beschreiben, dass sie ihre Kinder allein erziehen. Die bisherige quantitative Forschung hat bereits auf das besondere Armutsrisiko alleinerziehender Eltern aufmerksam gemacht (Hübgen 2020). Ihr Armutsrisiko liegt mit 32,6% deutlich über dem Bevölkerungsschnitt von 16,5% (Dern/Wersing 2020). Ebenso konnte die bisherige Forschung nachweisen, dass mit steigender Kinderzahl das Armutsrisiko steigt (BpB 2020).

Für die befragten alleinerziehenden Mütter stellt die Meisterung des Alltags eine teilweise extreme Belastung dar, da sie materiell sowohl sich als auch ihre Kinder versorgen, diese betreuen und auch alle Haushaltsarbeiten erledigen müssen. All dies sei sowohl zeitlich als auch ökonomisch kaum zu bewerkstelligen. Die Herausforderung zeigt sich auch darin, dass die Väter der Kinder in den Erzählungen der Frauen keine Rolle spielen, oder nur insofern, als dass sie als abwesend beschrieben werden: kein Kontakt, fehlende Unterhaltszahlungen oder fehlende Beteiligung an der Erziehung. Damit einher gehen auch fehlende Zeit und finanzielle Probleme. Dies bringt die 49-jährige Jenny Kurz deutlich auf den Punkt. Sie arbeitete bis zur Trennung von ihrem Mann als Erzieherin und erzieht seitdem den gemeinsamen Sohn allein. Ihren Job musste sie aufgeben, seither lebt sie von ALG II. Wie sehr sie die Armut betrifft, beschreibt sie etwa, wenn sie die Unmöglichkeit erwähnt, ihrem

Sohn Nachhilfe zu ermöglichen oder ihm Sportausrüstungen oder Schullektüren zu kaufen, was dazu führt, dass ihr Sohn von diesen Bereichen „ausgeschlossen“ ist. Darüber hinaus führt die Armut zu zahlreichen weiteren Einschränkungen:

Ende des Monats ist es immer knapp, aber die drei, vier Tage kriegen wir schon irgendwie hin. Irgendwie. Friseur (...) geh ich eh nur einmal im Jahr. Junior müsste mal wieder, aber ist eh grad zu. Dann wird halt bei Amazon eben kein Film geliehen, es wird kein Spiel runter geladen für 2,99 aufs Handy oder 'ne App oder was.

Aus diesen Schilderungen wird deutlich, wie jeder Euro im Alltag Bedeutung erlangt und trotz Einschränkungen und Sparsamkeit das Geld kaum oder nur unter den größten Entbehrungen reicht. Im Gespräch mit Jenny Kurz wird überdeutlich, wie sehr sie der alltägliche Umgang mit der Armut sichtlich an die Belastungsgrenze bringt. Sie beschreibt ihren Alltag als dauerhafte Verwaltung des Mangels, der auch grundlegende Bereiche wie Ernährung betrifft, ganz besonders am Ende des Monats: „Leitungswasser schmeckt uns beiden und dann wird eben Tee getrunken statt Kaffee, dann gibt es eben keine Säfte vom Markt, sondern Zitronenwasser“.

Ein ähnlicher Zusammenhang zwischen materieller Marginalisierung und Geschlecht findet sich auch bei der 56-jährigen dreifachen Mutter Sigrun Lange, die sich von ihrem gewalttätigen Mann trennt, als ihr jüngster Sohn drei Jahre alt ist. Zunächst ist sie als Angestellte tätig, muss diese Anstellung aber aufgrund einer nicht näher beschriebenen Krankheit beenden. Auch sie lebt derzeit von ALG II und beschreibt deutlich ihre finanziellen Schwierigkeiten als alleinerziehende Mutter:

Irgendwann am 28. kommt der (Sohn) und fragt: ‚Kann ich mitm (Freund) ins Kino?‘ und man wieder ‚Nein‘ sagen muss. Dann weiß man, wie sich das anfühlt. Das können sich alle, die Geld verdienen, gar nicht vorstellen. Sie sitzen in der Wohnung mit drei Kindern, haben noch 24 Euro im Portemonnaie und der Monat hat noch sechs Tage und dann kommt einer und sagt, er will ins Kino und sie haben die scheiß fünf Euro nicht, um den ins Kino zu schicken. Das grenzt aus.

Lange macht hier explizit den Zusammenhang zwischen Armut und Marginalisierung sowie ihrer Position als alleinerziehender Mutter deutlich, wenn sie sowohl ökonomische Not als auch damit einhergehende Unsicherheit sowie daraus resultierende Gefühle wie Verzweiflung und Ausgrenzung beschreibt.

Die Beispiele der alleinerziehenden Mütter verdeutlichen, dass für sie nicht das in der Geschlechterforschung häufig thematisierte Verhältnis von Lohnarbeit und Familienalltag als problematisch angesehen wird, sondern in erster Linie die extreme Armut, die aus ihrer kompletten Exklusion aus dem Arbeitsmarkt resultiert. Die Frage nach der „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“, die in der Geschlechterforschung als wesentlicher Aspekt angesichts der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung diskutiert wird (Peuckert 2019), stellt sich für die marginalisierten und erwerbslosen Frauen nicht, da sie weit von ihrer Lebensrealität entfernt ist. Dass die materielle Armut der Befragten keine relative Benachteiligung, sondern tatsächlich eine exis-

tenzielle Bedrohung darstellt, macht die 69-jährige Rentnerin Greta Sanft deutlich, der dafür neun Worte genügen: „Wenn man aber nur vier Euro hat am Tag...“ Oder auch die obdachlose Helma Keitel, die ausführt, dass aufgrund ihrer Armut ihr Alltag darin bestehe, „einfach nur versuchen zu überleben, von jetzt auf gleich“.

Gewalt als inkorporierte Marginalisierung

Den zweiten Aspekt von Marginalisierung stellen Gewalterfahrungen dar, die sich meist auf den Kontext von Partner*innenschaften beziehen. Untersuchungen zu Gewalt gegen arme Frauen verweisen auf mehrfach belastete Lebenslagen, die zu einer erhöhten Verletzbarkeit führen können (Tjaden/Thoennes 2000). Damit ist die Schutzlosigkeit gegenüber äußeren Einflüssen (insbesondere der männlichen Gewalt) gemeint, die bei den marginalisierten Frauen lebensbedrohlichen Charakter annehmen kann. Jedoch ist Partnergewalt kein Spezifikum bestimmter sozialer Klassen, sondern betrifft Frauen unabhängig von Klassenhintergrund, aber auch Alter und Ethnizität. Gewalt ist dann besonders wahrscheinlich, wenn männliche Beziehungspartner traditionellen Rollenvorstellungen von überlegener Männlichkeit folgen (Schrötle 1999). Jede vierte Frau in Deutschland hat körperliche oder sexualisierte Gewalt erfahren (BKA 2020, 6). Bei Partnerschaftsgewalt wie Vergewaltigung oder sexuellen Übergriffen sind die Opfer zu 98,1% weiblich (ebd.). Auch weitere Daten machen diesen Geschlechterunterschied deutlich (Schapdick 2017). Sexualisierte Gewalt stellt für die Täter ein Mittel dar, für die eigene Gruppe (Männer) durch Abwertung der anderen Gruppe (Frauen) Dominanz zu generieren (Lamnek et al. 2013, 15). Diese Form der Gewalt richtet sich demnach gegen Frauen, allein weil sie Frauen sind. Nicht alle Frauen, die Gewalt erfahren, sind von Marginalisierung betroffen, aber Gewalt stellt hierfür einen hohen Risikofaktor dar und kann Frauen in Armut und Marginalisierung stürzen.

Wie bereits erwähnt, thematisierten die interviewten Frauen deutlich ihre Gewalterfahrungen in ihren Herkunftsfamilien. Hervorzuheben ist darüber hinaus, dass *alle* Befragten als Erwachsene – auch massive – körperliche oder sexualisierte Gewalt erlebt haben.

Sigrun Lange und Jenny Kurz etwa berichten von Gewalt in Form von Schlägen während ihrer Ehe; Anett Schäfer schildert gar einen Mordversuch ihres Ex-Partners, der im Streit versucht hat, sie „vom Balkon im dritten Stock zu schmeißen“. Gewalt zeigt sich, so machen die Gespräche deutlich, jedoch nicht nur in Körperlichkeit, sondern auch in der Verfügung über das gesamte Leben. So berichtet die Rentnerin Greta Sanft von ihrem Versuch, nach ihrer Hochzeit wieder berufstätig zu werden. Bis 1958 konnte in der BRD jedoch ein Ehemann über ein Arbeitsverhältnis der Ehefrau entscheiden: „Es war damals gerade noch so, dass der Mann das verbieten konnte und er hat das dann auch mit Körperkraft unterbunden. Der hat mir den Ausweis und die Schlüssel abgenommen, als ich Vorstellungstermine hatte und hat mich dann eingeschlossen“. Doch bleibt es nicht beim Verbot eigenständiger Arbeit: „Ich

war jahrelang einfach wirklich zu Hause eingesperrt und ja. Erst sehr viel später, als ich dann einmal entflohen bin, um meiner Mutter zum 80. Geburtstag zu gratulieren, war es wohl für ihn nicht mehr sicher genug, dass er es vorzog, das Weite zu suchen.“ Sanft schildert hier in wenigen Sätzen ihre Situation des Verbots eigenständiger Arbeit, ihrer ‚Haft‘ sowie der unmittelbaren Gewalt des Ehemanns. Ihre Ehe beschreibt sie mit Begriffen, die an ein Gefängnis erinnern („eingeschlossen“, „eingesperrt“), aus dem ihr schlussendlich nur die Flucht blieb. Eine ähnliche Erfahrung, die die gesamte Existenz beeinflusst, schildert die heute 54-jährige Clara Lichtenstein, die bereits mit 16 Jahren „abgehauen“ ist und seitdem ohne Familie lebt:

(Ich bin dann) dummerweise mit jemanden mit, der – sagen wir mal – nicht so einen guten Charakter hatte, und der hat mich dann über 14 Tage in seiner Wohnung eingesperrt und mich auch vergewaltigt und so weiter. Ich hab dann irgendwann geschafft, da raus zu kommen und danach bin ich überhaupt nicht mehr klargekommen.

Für Lichtenstein beginnt danach ein Leben mit Betäubungsmittelkonsum, Obdachlosigkeit, informellen Beschäftigungsverhältnissen und einer ungewollten Schwangerschaft. Mittlerweile lebt sie nach einer Therapie in einer eigenen Wohnung und bezieht (arbeitsunfähig) ALG II.

Nicht nur die Gewalterfahrungen, auch deren Auswirkungen sind bei den befragten Frauen umfassend. Zwar gelingt allen die Trennung von ihren gewalttätigen Partnern, die eigenen Beziehungen bzw. Ehen werden jedoch als „sehr schwere Jahre“ (Greta Sanft) beschrieben. Diese Erfahrungen scheinen mit dazu beizutragen, dass keine der Interviewpartnerinnen eine neue Beziehung eingehen möchte. Gewalterfahrungen, die nicht nur Körperlichkeit, sondern die Verfügung über das gesamte Leben umfassen, bilden ein zentrales Moment der Marginalisierung der befragten Frauen und haben Einfluss darauf, wie sie sich verhalten, wie viel Raum (und Zeit) sie für sich beanspruchen und sich zugestehen. Dabei betonen die Interviewpartnerinnen ihre eigene Verwundbarkeit und Verletzlichkeit.

Schutzlosigkeit im Leben ohne festen Wohnraum

Der abschließende Aspekt der Marginalisierung stellt das Leben ohne festen Wohnraum dar. Mit den Lebenslagen wohnungsloser Frauen haben sich bereits mehrere Studien beschäftigt (Gerull/Wolf-Ostermann 2012; Wesselmann 2009). Hier setze ich mich mit Gründen und Auswirkungen des Lebens ohne festen Wohnraum auseinander. Aus dem Sample haben fünf Frauen Erfahrungen mit Wohnungs- und Obdachlosigkeit gemacht, bei drei dauert dieser Zustand zum Zeitpunkt des Gesprächs an. Sie alle beschreiben Phasen der Obdachlosigkeit, in denen sie unter Brücken oder in U-Bahnhöfen übernachteten, hungern, frieren oder Gewalt erleben. Mehrheitlich bestimmt das Leben ohne festen Wohnraum die Befragten über Jahre und kann somit als ein Hauptaspekt der Marginalisierung der Interviewpartnerinnen begriffen werden.

Laut Daten der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe liegen die Gründe des Lebens ohne festen Wohnraum bei Frauen zu 17,1% in Trennung/Scheidung (Männer: 15,5%) und zu 6,9% (Männer: 0,4%) in Partnerschaftsgewalt (BAG W 2020, 10). Auch die Interviewpartnerinnen begründen ihr Leben ohne festen Wohnraum mit Konflikten in der Herkunftsfamilie. Sabrina Jung und Hilde Unseld leben bereits mit 14 bzw. 15 Jahren auf der Straße, haben beide die Schule abgebrochen und kaum Kontakt zu ihren Familien. Unseld erwähnt den Beginn ihrer Wohnungslosigkeit, als sie über den Abbruch ihrer Schule spricht: „Dann bin ich erst mal auf die Straße gegangen und (...) man ist halt Betteln gegangen.“ Bei Clara Lichtenstein, Helma Keitel und Judy Frei beginnt das Leben ohne festen Wohnraum mit Anfang 20 aufgrund von Streitigkeiten mit ihrer Familie. Auch wenn die Befragten behaupten, die Straße sei besser als ihr vorheriges Leben – diesen Satz habe ich in den Gesprächen häufiger gehört –, wünschen sie sich doch einen dauerhaften und sicheren Ort und schildern, wie schutzlos und ausgeliefert sie sich wahrnehmen. Die 29-jährige Sabrina Jung, die den Großteil ihres Lebens ohne festen Wohnraum verbracht hat, fasst ihre Erfahrungen wie folgt zusammen: „Ich bin jetzt noch nicht alt, aber, wie gesacht, lange draußen, des war des schlimmste oder den Winter eigentlich draußen. Also das sehe ich jetzt noch, wenn ich Leute sehe, die auf 'ner Ecke sitzen, zwar mit 'nem Schlafsack, aber es ist ganz schlimm.“ Sie lebt während ihrer Wohnungslosigkeit von Betteln und vom Verkauf selbstgemalter Bilder, was für sie die einzige Möglichkeit darstellt, an Geld zu kommen. „Ich muss mal echt überlegen“, so fährt sie fort, „weil, ne, ich hatte keine Wohnung, kein gar nichts.“

Eine unmittelbare Folge des Lebens ohne festen Wohnraum ist der Mangel an grundlegender Versorgung. Niemand der Befragten war oder ist während der Zeit der Wohnungs- oder Obdachlosigkeit in einem Arbeitsverhältnis – von einer beruflichen Perspektive und Zukunftshoffnungen ganz zu schweigen. Geschildert werden unregulierte Tätigkeiten wie das Verkaufen von Straßenzeitungen, das Sammeln von Pfandflaschen, Betteln oder auch Sexarbeit.

Dabei spielen für die Frauen besonders fehlende Privatheit und sexuelle Übergriffe eine zentrale Rolle. So halten einige Interviewpartnerinnen fest, dass Frauen ohne festen Wohnraum häufig sowohl in Unterkünften und Treffpunkten als auch auf der Straße von Gewalt bedroht oder bereits Opfer von Gewalt geworden seien. Besonders drastisch verdeutlicht dies die 56-jährige Helma Keitel, die seit sieben Jahren ohne festen Wohnraum und davon drei Jahre auf der Straße lebt. Die Frage nach einem festen Schlafplatz verneint sie und ergänzt: „Das geht nicht als Frau draußen. Da müssen sie in Bewegung bleiben, wenn sie überleben wollen“. Allein die Möglichkeit sexualisierter Gewalt wird von ihr als existenzielle Bedrohung verstanden, der sie nur mit dauerhafter Mobilität begegnen kann. Die Interviews verdeutlichen, welche Kraftanstrengung unter den ohnehin schon schwierigen Bedingungen der Obdachlosigkeit aufgebracht werden muss. Allerdings wird im weiteren Gespräch auch deutlich, dass sie nicht nur über die Gefahr sexualisierter Gewalt spricht, sondern diese auch bereits erfahren hat. Keitel berichtet von Vergewaltigungsdro-

hungen, aber auch von körperlicher Gewalt in Einrichtungen, in denen sie vor ihrer Obdachlosigkeit gelebt hat. Dies führt dazu, dass sie diesen ein Leben auf der Straße vorzieht. Auch für Judy Frei stellen Unterkünfte gerade keinen Rückzugs- und Schutzraum dar.

Die befragten Frauen sprechen die gesamte Bandbreite von Gewalterfahrungen – von symbolischen Abwertungen bis hin zu körperlicher Gewalt – an. Damit schließen meine Befunde an ältere Studien und Forschungsergebnisse zu Gewalterfahrungen von Frauen ohne festen Wohnraum an (Enders-Dragässer/Sellach 2005; Kautz 2010, 67) und zeigen, dass diese soziale Problematik sich durch sozialpolitische Maßnahmen nicht aufgelöst hat und sich zukünftig vielmehr aufgrund steigender Wohnungs- und Obdachlosigkeit mit großer Wahrscheinlichkeit noch verschlimmern wird.

Die Gespräche machen übereinstimmend deutlich, wie sehr das Leben ohne festen Wohnraum den Alltag der Frauen bestimmt. Die Befragten schildern Phänomene wie die Auseinandersetzung mit Behörden sowie die Suche nach Nahrung, Kontakten oder Arbeit. Dabei ist stets ihre unmittelbare Existenz bedroht. Befragt, was ihr gegenwärtig im Leben wichtig ist, antwortet Helma Keitel:

Versuchen zu überleben. Also ich bin seit 2013 wohnungslos, bin jetzt im vierten Winter draußen. (...) Hab diese Einrichtungen hinter mir gelassen und schlaf draußen mit Schlafsack. Im Winter ist hart. Ernährungslage ist schlecht (...). Hunger gehört dazu, es reicht nicht zum Essen, es reicht nicht für Hygiene. Das heißt Hunger, irgendwie mit dem Hunger fertig zu werden und irgendwie zu überleben. Kippen sammeln, um zu rauchen. Versuchen, Kleidungsstücke zu kriegen, die passen.

Sozial auf sich gestellt, beschränken sich ihre behelfsmäßigen und improvisierten Praktiken oftmals auf die reine (Über-)Lebenssicherung. Ein enormer Leidensdruck wird in den Verschränkungen von Erwerbslosigkeit, Armut und Obdachlosigkeit sichtbar.

Wohnungslose Frauen sind zudem von gesellschaftlichen Abwertungen betroffen. So beschreibt Judy Frei, wie ihr Mitarbeiter*innen des Jobcenters fehlende Leistungsbereitschaft vorwerfen. Und Sabrina Jung berichtet davon, wie sie selbst als schwangere Obdachlose von Hauseingängen und Bushaltestellen vertrieben wird, an denen sie sich ausruhen will.

Marginalisierung: Armut und die Suche nach Respektabilität

In den Gesprächen haben sich Armut, Gewalt und Wohnungslosigkeit als zentrale Aspekte der Marginalisierung der befragten Frauen erwiesen. Marginalisierung meint in dem Zusammenhang aber mehr als absolute Armut oder Exklusion. Es hat sich gezeigt, dass die befragten Frauen von existenzieller Armut bedroht sind, die ihr Leben vielfältig einschränkt und extremen Mangel zu einer hauptsächlichen Erfahrung werden lässt. Um den Zusammenhang zwischen Armut und weiteren Lebenslagen genauer erfassen zu können, ist eine tiefere Beschäftigung mit der marginalisie-

ren Lebenssituation der interviewten Frauen notwendig, als dies im Rahmen dieser Studie möglich war. Dazu gehört ein Verständnis dafür, wie sehr frühe Erfahrungen von Armut, Gewalt oder Vernachlässigung auch auf den Habitus der betroffenen Menschen wirken, möglicherweise lebenslange Folgen haben und wie sich dabei soziale Ungleichheit (re-)produziert. Dazu gehört ebenso eine weitere Auseinandersetzung über die Verschränkung der Strukturkategorien Geschlecht und Klasse unter marginalisierten Verhältnissen.

Doch stellt Armut nicht das alleinige Problem dar, auch wenn sie stets erwähnt wurde. Die Gespräche haben auch gezeigt, dass alle Interviewpartnerinnen der symbolischen Gewalt der sozialen Stigmatisierung als „Undeserving Poor“ (Katz 2013) ausgesetzt sind. Unverkennbar ist die Bemühung der befragten Frauen, ein Minimum an Respektabilität zu generieren. Bei den Müttern zeigt sich dies darin, ihre Mutterrolle besonders zu betonen und diese trotz materieller Einschränkungen als positiv darzustellen. Ebenso wird dieses Anliegen daran deutlich, dass alle interviewten Frauen arbeiten und sich als ‚anständige Arme‘ definieren. Lohnarbeit stellt einen allgemein geteilten und großen Wunsch der Befragten dar und so betonen sie, dass sie alle Gelegenheiten genutzt haben, um wirklich *jede* (auch unsichere oder schlecht bezahlte) Arbeit anzunehmen und vor allem körperlich (als Putzkraft, in Reinigungen, der Gastronomie, im Einzelhandel oder in Dienstleistungen etc.) tätig zu sein.

Zentral ist also auch die Suche nach Respektabilität. Die Interviewpartnerinnen versuchen, sich (meist erfolglos) gegen gesellschaftliche Zuschreibungen zu wehren. Doch fehlen ihnen häufig Ressourcen und Dispositionen, um ein positives Selbstbild überhaupt auszubilden. Trotz dauerhafter Anstrengung wiederholen sich Erfahrungen des Scheiterns, wie mehrere Interviewte darstellen. Damit entsprechen sie allerdings genau den Zuschreibungen, denen sie zu entfliehen suchen. Die Trennung zwischen ‚anständigen‘ und ‚unanständigen‘ Armen verstehe ich im Anschluss an Michel Foucault (1975) als Disziplinierungsform und Machtmechanismus. Die Trennung markiert Vorstellungen sozialer Ordnung, wodurch es zur Unterscheidung zwischen ‚Gut und Böse‘ kommt, anhand derer soziale Hilfen gewährt oder verweigert, Freiheitsrechte verwehrt oder ermöglicht sowie Dualismen des Normalen und Abweichenden und des Zugehörigen und Nicht-Zugehörigen festgeschrieben werden. Die Marginalisierten können somit im Sinne einer *Klasse der Marginalisierten* als notwendiger Bestandteil der kapitalistischen Gesellschaftsformation verstanden werden, und zwar nicht im Sinne einer marxistischen Reservearmee, sondern als permanente Bedrohung und Negativfolie für die Mehrheitsgesellschaft.

Feministische Forderungen nach Selbstbestimmung, Würde und Freiheit *aller* Frauen sollten sich daher nicht nur auf den egalitären Zugang zu Lohnarbeit sowie auf Anerkennung und Repräsentation fokussieren, sondern auch die (geschlechtsspezifischen) symbolischen Ordnungen hinterfragen und kritisieren, die diesen Forderungen zugrunde liegen. Einen Vorschlag nach ungeteilter Gerechtigkeit aus einer transnationalen und intersektionalen Position heraus haben Cinzia Arruzza,

Nancy Fraser und Tithi Bhattachary (2019) gemacht. Sie wollen die Bedürfnisse und Rechte „von armen Frauen und Frauen aus der Arbeiterklasse, von rassifizierten und migrantischen Frauen, von Queer-, Trans- und körperbehinderten Frauen, von Frauen, die man ermutigt, sich zur Mittelschicht zu zählen, obgleich das Kapital sie ausbeutet“ (ebd., 24) verteidigen. Dies weiter und auch für marginalisierte Frauen zu konkretisieren, kann ein Wegweiser für feministische Armutsforschung und -politik sein.

Literatur

Andrefß, Hans Jürgen/Krüger, Anne/Sedlacek, Katharina Bronia, 2004: Armut und Lebensstandard. Bonn.

Arruzza, Cinzia/Fraser, Nancy/Bhattacharya, Tithi, 2019: Feminismus für die 99%. Berlin.

Aulenbacher, Brigitte/Nickel, Hildegard M./Riegraf, Birgit (Hg.), 2012: Geschlecht, Ethnie, Klasse. Schwerpunkttheft Berliner Journal für Soziologie.

Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit, 2012: Intersektionalität und soziale Ungleichheit. Internet: www.portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/aulenbacherriegraf/ (1.12.2021).

Becker-Schmidt, Regina, 1989: Frauen und Deklassierung. In: Beer, Ursula (Hg.): Klasse Geschlecht. Bielefeld, 213-266.

Bohnsack, Ralf, 2007: Rekonstruktive Sozialforschung. Opladen.

Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael, 2007: Einleitung. Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Wiesbaden.

Böhnke, Petra, 2006: Am Rande der Gesellschaft. Opladen.

Böhnke, Petra/Dittmann, Jörg/Goebel, Jan (Hg.), 2018: Handbuch Armut. Opladen.

Bretherton, Joanne, 2017: Reconsidering Gender in Homelessness. In: European Journal of Homelessness. 11 (1), 1-21.

Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BAG W), 2020: Statistikbericht. Internet: www.bagw.de/fileadmin/bagw/media/Doc/STA/STA_Statistikbericht_2018.pdf (9.7.2021).

Bundeskriminalamt (BKA), 2020: Partnerschaftsgewalt. Kriminalstatistische Auswertung – Berichtsjahr 2019. Wiesbaden.

Bundeszentrale für politische Bildung (BpB), 2020: Armutsgefährdungsquoten von Familien. Internet: www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61791/armut-von-familien (1.12.2021)

Busch-Heizmann, Anne, 2015: Frauenberufe, Männerberufe und die „Drehtür“. In: WSI-Mitteilungen. 8, 571-582.

Crenshaw, Kimberlé, 1989: Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. In: The University of Chicago Legal Forum. 1, 139-167.

Dackweiler, Regina-Maria/Rau, Alexandra/Schäfer, Reinhild (Hg.), 2020: Frauen und Armut. Opladen.

Dern, Susanne/Wersig, Maria, 2020: Armutsrisiko Unterhaltsabhängigkeit. In: Dackweiler, Regina-Maria/Rau, Alexandra/Schäfer, Reinhild (Hg.): Frauen und Armut. Budrich, 143-167.

Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, 2020: Gegen Armut hilft Geld. Der Paritätische Armutsbericht 2020. Internet: www.der-paritaetische.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/doc/broschuere_armutsbericht-2020_web.pdf (18.1.2021).

- Dörre**, Klaus, 2020: Die Corona-Pandemie – eine Katastrophe mit Sprengkraft. In: Berliner Journal für Soziologie. 30 (7), 165-190.
- Dörre**, Klaus, 2021: Ausschluss, Prekarität, (Unter-)Klasse – theoretische Konzepte und Perspektiven. In: Anhorn, Roland/Stehr, Johannes (Hg.): Handbuch Soziale Ausschließung und Soziale Arbeit. Wiesbaden, 255-289.
- Enders-Dragässer**, Uta/**Sellach**, Brigitte, 2005: Frauen in dunklen Zeiten. Frankfurt/M.
- Engels**, Dietrich, 2008: Lebenslagen. In: Maelicke, Bernd (Hg.): Lexikon der Sozialwirtschaft. Baden-Baden, 643-646.
- Farzin**, Sina, 2008: Sichtbarkeit durch Unsichtbarkeit. In: Soziale Systeme. 14, 191-209.
- Foucault**, Michel, 1975: Überwachen und Strafen. Frankfurt/M.
- Gerull**, Susanne/**Wolf-Ostermann**, Karin (Hg.), 2012: Unsichtbar und ungesehen. Berlin.
- Gottschall**, Karin, 2000: Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Wiesbaden.
- Hirsland**, Andreas, 2016: Gefühlte Mitte. In: WSI-Mitteilungen. 5, 365-372.
- Hübgen**, Sabine, 2020: Armutsrisiko alleinerziehend. Opladen.
- Katz**, Michael, 2013: The Undeserving Poor. New York.
- Kautz**, Nicole, 2010: Wohnungslosigkeit bei Frauen. Marburg.
- Kickbusch**, Ilona/**Riedmüller**, Barbara (Hg.), 1984: Die armen Frauen. Frankfurt/M.
- Köppen**, Ruth, 1985: Die Armut ist weiblich. Berlin.
- Lamnek**, Siegfried/**Luedtke**, Jens/**Ottermann**, Ralf/**Vogl**, Susanne, 2013: Tatort Familie. Wiesbaden.
- Lindner**, Rolf/**Musner**, Lutz (Hg.), 2008: Unterschicht. Freiburg.
- Müller**, Ursula/**Schröttle**, Monika, 2012: Gewalt gegen Frauen und Gewalt im Geschlechterverhältnis. In: Albrecht, Günter/Groenemayer, Axel (Hg.): Handbuch soziale Probleme. Wiesbaden, 668-691.
- Peuckert**, Wolfgang, 2019: Vereinbarkeit von Familie und Beruf. In: Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden, 401-419.
- Pfaff**, Anita, 1992: Feminisierung der Armut durch den Sozialstaat. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 32, 421-445.
- Schapidick**, Birgit, 2017: Frauen aus Gewaltbeziehungen. Köln.
- Schmincke**, Imke, 2009: Gefährliche Körper an gefährlichen Orten. Münster.
- Schröttle**, Monika, 1999: Politik und Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bielefeld.
- Smith**, Dorothy E., 1998: Die Alltagswelt als Problematik. In: Smith, Dorothy E.: Der aktive Text. Hamburg, 39-76.
- Sellach**, Brigitte, 2008: Armut: Ist Armut weiblich? In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden, 463-471.
- Statistisches Bundesamt**, 2020: Armutsgefährdungsquote in Deutschland nach Geschlecht im Jahr 2019. Internet: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/436178/umfrage/armutsgefaehrdungsquote-in-deutschland-nach-geschlecht/> (9.7.2021).
- Tjaden**, Patricia/**Thoennes**, Nancy, 2000: Full Report of the Prevalence, Incidence, and Consequences of Violence Against Women. Washington.
- Weißmann**, Marliese, 2016: Dazugehören. Handlungsstrategien von Arbeitslosen. Konstanz.
- Wesselmann**, Carla, 2009: Biografische Verläufe und Handlungsmuster wohnungsloser Frauen. Opladen.
- Young**, Iris Marion, 1996: Fünf Formen der Unterdrückung. In: Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde (Hg.): Politische Theorie. Frankfurt/M., 99-139.